

Theodor Ebert: *Der rätselhafte Tod des René Descartes*. Aschaffenburg: Alibri Verlag 2009, 236 S.

Mittwochabends, am 2. Februar des Jahres 1650, nimmt René Descartes ein halbes Glas Branntwein zu sich und geht zu Bett. Dies entspricht keineswegs seiner Gewohnheit. Er tut es, da ihn fröstelt und er etwas gegen eine anscheinend beginnende Erkältung tun möchte. Am Freitag der nächsten Woche, morgens gegen 4 Uhr, stirbt er. Er ist fast 54 Jahre alt – was nicht viel ist für jemanden, der sich in einem seiner Briefe rühmte, so viel über gesunde Lebensführung zu wissen, dass er wohl 100 Jahre alt werden könne.

Dies geschieht in der französischen Botschaft in Stockholm, in der Descartes seit Anfang Oktober 1649 wohnt, als Gast seines Freundes Pierre Chanut. Der französische Botschafter am schwedischen Hof hatte ihn schon seit längerem bedrängt, der Einladung von Königin Christina zu folgen. Schließlich gab Descartes nach – vermutlich nicht aus phi-

losophischem Sendungsbewusstsein oder bloßer Eitelkeit, sondern weil er (wie neuerdings vermutet wird) annähernd pleite war und ihm die wenige Jahre zuvor in Aussicht gestellten Zuwendungen vom französischen Hof weggebrochen waren. 1648 gab es durch den Fronde-Aufstand einen politischen Umschwung, der Descartes' Mächtetern-Gönner um ihren Einfluss bei Hofe brachte.

Die übliche Darstellung des Geschehens während der Tage vom 2. bis zum 11. Februar 1650 geht so: Descartes, ein kleiner Herr aus gemäßigttem Klima, fällt dem schwedischen Winter und dem ihm ungünstigen Tagesrhythmus der Königin zum Opfer. Sie empfängt ihn morgens um 5; man darf mithin vermuten, dass er um 4 – oder gar noch früher – aufstand, um sich der Königin angemessen zu präsentieren. Seit Kindheitstagen war er daran gewöhnt, erst sehr spät aufzustehen. Selbst seine Lehrer am Jesuitenkolleg in La Flèche hatten dem kleinen René das Sonderrecht eingeräumt, viel länger im Bett zu bleiben als seine Mitschüler. Am besagten 2. Februar, so die übliche Darstellung, verkühlt sich Descartes auf seinem Weg von der Botschaft zum Hofe, oder auf dem Rückweg. Doch es ist keine kleine Erkältung, die er sich da zugezogen hat, sondern eine veritable Lungenentzündung. Er verweigert sich über Tage hinweg ärztlichen Behandlungsvorschlägen. Als er sie schließlich zulässt, kommen sie zu spät.

Hie und da flackerten Gerüchte auf, es sei kein natürlicher Tod gewesen, vielmehr sei der Philosoph vergiftet worden – vielleicht von Höflingen, die befürchteten, der auch in Schweden praktizierende Katholik könne die Königin vom protestantischen Glauben abbringen? Vielleicht von klassischen Philologen bei Hofe, die eifersüchtig auf seine Privatstunden mit der Königin und darüber hinaus besorgt waren? (Zu Besorgnis hätten sie Grund gehabt, denn Descartes nahm in Stockholm kein Blatt vor den Mund und erklärte die Beschäftigung mit den alten Autoren für eine Form der Zeitverschwendung, die in der Ausbildung junger Menschen den Erwerb klaren und eigenständigen Denkens eher behindere als befördere.) Gleichwohl, in der ‚seriösen‘ Descartes-Forschung wurde die These von der Ermordung des Philosophen, so sie überhaupt Erwähnung fand, immer als ein törichtes Gerücht abgetan, das jeder sachlichen Grundlage entbehre. Daran hat auch das Buch von Eike Pies (*Der Mordfall Descartes*, Solingen 1996) und dessen Besprechung im *Spiegel* nichts geändert. Pies' Buch wurde, so vermute ich, für das Produkt eines eifrigen Dilettanten gehalten, der keinerlei einschlägige Kompetenz besitzt. Und schließlich lässt Pies auch eine entscheidende Frage offen: Wie hat der Mörder es gemacht?

Das hier zu besprechende Werk von Theo Ebert wird nicht so leicht beiseite zu wischen sein. Es ist in jeder Hinsicht sorgfältig und gelehrsam, zudem klar und deutlich in seinen Tatsachenfeststellungen und den Mutmaßungen (deren Unterschied der Autor durchgängig beachtet). Und es ist vorzüglich in der Bereitstellung der Übersetzung aller Quellen, auf die Ebert sich beruft. Er liefert eine detaillierte Darstellung der Krankheitssymptome und eine minutiöse Rekonstruktion des Verlaufs dieser Tage. Hinzu kommen ausführliche biographische Erläuterungen zu den dramatis personis; dies sind nicht nur die Menschen in der schwedischen Botschaft, sondern auch die Verfasser/innen von Briefen und andern einschlägigen Darstellungen, die im Zusammenhang mit Descartes' Sterben stehen. Trotz der Materialfülle liest sich dieses Buch überaus angenehm, auch deshalb, weil der Autor jederzeit eng und streng bei seinem Thema bleibt. Einen in der Philosophiegeschichte ausgewiesener Profi wie Ebert dürfte es mehr als nur ein bisschen intellektuelle Kraft gekostet haben, der Versuchung zu widerstehen, dem Leser eine Einschätzung von Descartes' Person und dessen wissenschaftlichen und philosophischen Leistungen zu bieten. In diesem Buch geht es nicht um den Philosophen Descartes, sondern darum, wie er zu Tode kam. Dem Autor gebührt Dank und Hochachtung dafür, dass er sich darauf beschränkt.

Wie ein Spielverderber käme ich mir vor, würde ich hier ausplaudern, wer (laut Ebert) der Bösewicht war, wie er's gemacht hat, in wessen Diensten er stand und welches seine Motive gewesen sind. Denn es ist nicht der geringste der Vorzüge dieses Buchs, dass es eben auch spannend ist – obwohl Ebert in seiner Darstellung nicht auf läppische Spannungseffekte schießt. Ein paar wenige Dinge seien dennoch genannt, alle sind unter die im Weiteren nicht mehr wiederholte Einschränkung gestellt: Wenn Ebert recht hat.

Dann wurde Descartes in diesen zehn Tagen nicht nur einmal vergiftet, sondern zweimal. Die erste Vergiftung hat er nach einigen Tagen selbst bemerkt und versucht, eine Gegenmaßnahme zu ergreifen. Dies wurde vereitelt. Besonderes Pech für Descartes war es, dass der Erste Leibarzt der Königin – ein Franzose, mit dem er befreundet war – sich zur Zeit des Geschehens in Deutschland aufhielt und dass Descartes dem Zweiten Leibarzt persönlich misstraute. Die Motive des Täters waren konfessionell-theologischer und machtpolitischer Art.

Nun, hat Ebert recht? Wer weiß. Besser untermauert wurde die Giftmord-Vermutung gewiss noch nie. Dennoch, es ist keineswegs zu übersehen, dass Ebert in seinen Überlegungsgängen alles in die von ihm favorisierte Richtung bürstet. Das ist ganz natürlich, doch manches wirkt gewaltsam. Zwei Beispiele seien genannt. Eberts Hauptquellen sind Briefe, die bald nach Descartes' Tod geschrieben wurden, und spätere Berichte, die von Menschen verfasst wurden, denen uns inzwischen verloren gegangene Quellen zur Verfügung standen. Immer mal wieder benutzt Ebert eine simple Konstruktion, um aus einer (für die Giftmord-These) prima facie unergiebigem Quelle einen Hinweis darauf herauszuquetschen, dass der Verfasser bzw. die Verfasserin an einen Giftmord glaubte und diesen Verdacht mitteilen wollte, ohne ihn auszusprechen: die Zensur. Es wimmelt in diesem Buch von Zensur und der Angst vor ihr: der Zensur am schwedischen Hof im Jahre 1650, der Zensur in Frankreich 1691 (die Baillets große Descartes-Biographie beeinflusst habe) und in Frankreich 1693 (die ein Poem von Descartes' Schwester Cathérine betrifft). Der Leser fragt sich, woher der Hofgelehrte Isaac Vossius den Mut nahm, am 16. Februar 1650 in einem Brief von Stockholm aus über die Rätselhaftigkeit der Todesumstände zu schreiben, und wie sein Brief den schwedischen Zensoren entgehen konnte. Auch fragt man sich, warum keiner von denen, die gleichsam aus eigenem Erleben den Mordverdacht hegten (wie, Ebert zufolge, Heinrich Schlüter, Descartes' Diener), diesen Verdacht zu einem späteren Zeitpunkt offen ausgesprochen hat, als er sich nicht mehr unter Zensur wähen konnte.

Ein zweites Beispiel liefert Eberts wiederholt zur Anwendung gebrachter Dreischritt: „möglich/nicht unwahrscheinlich/durchaus wahrscheinlich“. Da fällt mir der Bellman von Lewis Carroll ein, der sagt: „I told you once, I told you twice, and what I tell you three times is true“. Ebenso gering wie die Überzeugungskraft des Ebertschen Dreischritts ist die eines Argumenttyps, dessen er sich auf Seite 118 bedient:

- (1) Wenn A den Mord begangen hat, dann ist es wahrscheinlich, dass A nach dem Mord versucht, x zu tun.
- (2) A hat nach dem Mord versucht, x zu tun.
- (3) Also: A s Versuch, x zu tun, ist ein Hinweis darauf, dass A den Mord begangen hat.

Nun gut. Dieses Buch ist kein erkenntnistheoretisches Übungsbuch. Es wäre unangebracht, gegen den Autor einzuwenden, dass seine Versuche, uns vom Mord zu überzeugen, gelegentlich ein wenig gewaltsam ausfallen. Es wäre auch gerade deshalb unangebracht, weil dies insgesamt ein sehr schönes Buch ist, aus dem man nicht nur zum Thema viel Neues, Profundes und Wissenswertes erfährt, sondern – sozusagen nebenher – auch

einen lebhaften Eindruck davon gewinnt, unter welch schwierigen, ja bedrohlichen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen aufklärerisches Philosophieren im 17. Jahrhundert stand.

Andreas Kemmerling
Philosophisches Seminar, Universität Heidelberg
Schulgasse 6, 69117 Heidelberg
sak@uni-hd.de